Der Reidemeister

Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land

Herausgegeben vom Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.

Nr. 175 9. September 2008

ROBERT-HERMANN TENBROCK

Historiker, Lehrer und Schulbuchautor

Dietmar Simon

Ein fast Unbekannter der frühen Nachkriegsgeschichte der Stadt Lüdenscheid nach 1945, den es nur wenige Jahre hier hielt, der gleichwohl aber als Herausgeber weit verbreiteter Schulbücher noch viele Jahrzehnte nach seinem Wegzug hier und anderswo präsent blieb, war der Historiker Robert-Hermann Tenbrock[1]. Im Jahre 2008 wäre er hundert Jahre alt geworden, während die Schule, an der er zeitweise unterrichtete, das frühere Mädchengymnasium und heutige Geschwister-Scholl-Gymnasium in Lüdenscheid, gleichzeitig ihr 150-jähriges Bestehen feiert. So greifen zwei Jubiläen ineinander, ein seltenes Erinnerungsstück.

Geschichtswissenschaft und -lehre hatten in dieser sauerländischen Provinzstadt, die lange brauchte, um etwa ein eigenes Museum zu errichten[2], einen schweren Stand. Während die örtliche Honoratiorenschaft, zusammengesetzt zumeist aus den kaufmännisch orientierten Familien, aus Rechtsanwälten, Pfarrern und Ärzten, sich in den mittleren Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts durchaus um kulturelle Dinge im Bereich der bildenden Kunst bemühte, wie die „Lüdenscheider Kunstgemeinde" zeigte, und dem Theater- und Musikleben nicht abgeneigt war[3], hatten es andere intellektuelle Interessen schwer, hier Fuß zu fassen. Das wird ein wesentlicher Grund dafür sein, dass die Erinnerung an Tenbrock vollständig aus dem öffentlichen Bewusstsein dieser Stadt verschwunden ist, ja nicht einmal Eingang darin finden konnte.

Er war einer der vielen Zugereisten, die sich im Laufe ihres Lebens in Lüdenscheid niederließen, der Stadt später aber auch wieder den Rücken kehrten. Am 2. April 1908 wurde er als erster Sohn von Anna und Engelbert Tenbrock in Gelsenkirchen-Horst geboren, wo der Vater seinen Lebensunterhalt als Buchhalter einer Zeche verdiente. Dies war ein strenger, den ältesten Sohn und seine sechs Geschwister oft mit dem Rohrstock züchtigender Mann, was die Kindheit des jungen Robert belastete. Die enge Beziehung zur Mutter vermochte das kaum zu mildern. Später lebte die Familie im münsterländischen Selm, wo Robert von 1914 bis 1919 die Volksschule besuchte. Anschließend war er für dreieinhalb Jahre Gymnasiast in Dülmen, wohin er täglich mit dem Zug unterwegs war. Nach Weihnachten 1922 wechselte er nach

Tenbrock als Lehrer am Lüdenscheider Mädchengymnasium (um 1948)
Abb. 1

Hiltrup bei Münster auf die dortige Klosterschule, um seine Schulausbildung abzuschließen, und lebte in dem angeschlossenen Internat. Dafür gab es mehrere Gründe. Zum einen hatte er zu diesem Zeitpunkt die Absicht, später Theologie zu studieren und Priester zu werden. Zum anderen belasteten ihn die einengenden Verhältnisse in einem Elternhaus, in dem ein bigotter Vater das Regiment führte. Schließlich aber versprach er sich als intelligenter Junge auch ein besseres Fortkommen auf einer solchen Schule. Er lernte Griechisch und Latein und absolvierte 1927 als externer Schüler das Abitur vor einer Prüfungskommission in Münster.

Sein Verhältnis zur katholischen Kirche wurde in dieser Zeit aufgrund verschiedener Umstände jedoch immer problematischer und sollte sich davon nie mehr erholen. Seine Berufsvorstellungen wandelten sich völlig. Nach dem Abitur begann er an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster Geschichte, Philosophie, Kunstgeschichte und Englisch zu studieren, wobei Geschichte das Fach wurde, dem er sich am intensivsten zuwandte. Einige Semester verbrachte er auch an den Universitäten in Wien, Freiburg und Frankfurt, um dann doch in Münster im Mai 1932 sein philologisches Staatsexamen zu absolvieren. Im Jahr darauf wurde er am selben Ort mit einer Dissertation promoviert, die den Titel „Eherecht und Ehepolitik bei Innocenz III." trug[4], sich also einem kirchengeschichtlichen Thema des Hochmittelalters widmete, obwohl oder gerade weil er sich mittlerweile in einen Konflikt mit der Kirche begeben hatte.

Zu diesem Zeitpunkt hatten sich die politischen Verhältnisse in Deutschland grundlegend gewandelt. Seit dem 30. Januar 1933 war Adolf Hitler Reichskanzler. Die Weimarer Demokratie wurde binnen kurzem durch die Nationalsozialisten ausgeschaltet. Vor diesem Hintergrund befand sich nun der frisch gebackene Absolvent einer Wissenschaft, die in einer besonders prekären Beziehung stand zu einem Regime, welches akademische Identitätsstiftung im Sinne einer deutschnational und ‚germanisch' orientierten Sichtweise einfordern wollte und gelegentlich auch erhielt, obwohl sich die deutsche Historikerzunft keinesfalls gleichmäßig vereinnahmen ließ[5]. Robert-Hermann Tenbrock arbeitete zunächst ab Mitte 1933 in Berlin bei den „Monumenta Germaniae Historica", der wichtigsten Sammlung mittelalterlicher Quellentexte zur deutschen Geschichte. Aber er schätzte schon damals die politische Entwicklung Deutschlands als vollkommen negativ ein und sah deswegen keine für ihn zu rechtfertigende Perspektive, im wissenschaftlichen Bereich weiter tätig zu sein. Schweren Herzens gab er seine akademische Karriere auf und ging in den Schuldienst, wo er nach dem Referendariat 1936 eine Anstellung als Studienassessor am Marienlyzeum in Gelsenkirchen erhielt. Da man als Lehrer kaum an irgendeiner nationalsozialistischen Organisation vorbeikam, beteiligte er sich an einigen Segelflieger-Übungen der Flieger-SA, allerdings halbherzig, ohne jemals in die Partei einzutreten.

Bei seinem Berufseinstieg war er bereits von seinem Studium her einige Jahre mit der 1907 geborenen Cäcilie Möller befreundet, die aus einer bürgerlichen Dortmunder Familie stammte und die er im Dezember 1936 heiratete. Am 28. August 1939 wurde in Gelsenkirchen ih-

1) Wichtige Informationen zu diesem Beitrag verdanke ich seiner Witwe Ulrike Tenbrock, Lüdenscheid
2) Eckhard Trox: Museumsgründungen in den Städten der ehemaligen Grafschaft Mark im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert – konservatives Kulturmilieu und lokale historische Identität, in: ders. unter Mitarbeit von Ulrich Hermanns (Hrsg.): Preußen und Wir. Wirtschaft, Bürgertum und Alltag im südlichen Westfalen 1800-1918, Lüdenscheid 1998, S. 133-152, hier 146 ff.
3) Die Kunstgemeinde Lüdenscheid e. V. 1921-1981. Ein geschichtlicher Rückblick von Fritz Heidböhmer, hrsg. zur 75. Wiederkehr ihres Gründungsjahres, Lüdenscheid 1996.
4) Robert-Hermann Tenbrock: Eherecht und Ehepolitik bei Innocenz III., Diss. Münster 1933.
5) Differenziert dazu Georg Iggers: Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart, München 1971 S. 318 ff.

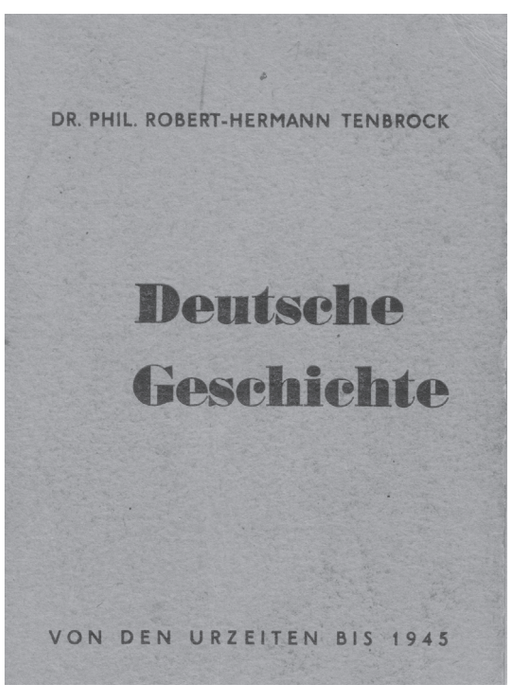
re Tochter Adelheid geboren, die den Zweitnamen Irene erhielt – das griechische Wort für „Frieden“, was der Familienüberlieferung zufolge eine Art Beschwörung gegen den vor der Tür stehenden Krieg bedeutete, der vier Tage später mit dem Überfall auf Polen begann. Tenbrock hatte es möglicherweise schon kommen sehen, dass er bald danach eingezogen wurde. Zunächst stellte man ihn als Dolmetscher für Englisch wieder frei, das er perfekt beherrschte, um ihn dann doch 1940 zur weiteren Ausbildung nach Berlin zu holen. Er absolvierte eine Ausbildung zum Verhör- und Nachrichtenoffizier und erhielt den Rang eines Leutnants. Überdies betreute Tenbrock das damalige Theaterkartenbüro der deutschen Wehrmacht. In dieser Funktion gehörte er zu den privilegierten Zuschauern, welche die Aufführung von Schillers „Don Karlos“ erlebten, als in Anwesenheit von Reichspropagandaminister Goebbels während einer Aufführung bei Marquis von Posas Worten „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit“ sich langer Beifall im Schutze der Dunkelheit im Theatersaal erhob[6].

Während dieses Zeitraums bewarb sich Robert-Hermann Tenbrock kurz nach seiner Verbeamtung als Studienrat an eine neue Schule – das Lüdenscheider Mädchengymnasium[7]. Weil er Soldat war, galt dies zunächst nur pro forma, doch seine Frau und seine Tochter zogen bereits Ende Mai 1943 von Gelsenkirchen nach Lüdenscheid, was angesichts der andauernden Bombardierung des Ruhrgebietes auch nahe lag. Sie bezogen dort eine von der Stadt zugewiesene Wohnung in der Wiesenstraße 7 am Tinsberg, einem Stadtviertel, in dem vornehmlich Arbeiterfamilien lebten. Seine Weihnachtsurlaube 1943 und 1944 verbrachte Tenbrock in Lüdenscheid, wo gegen Kriegsende auch die ausgebombte Familie seiner Schwägerin mit zwei fast erwachsenen Kindern in derselben Wohnung einquartiert wurde.

Robert-Hermann Tenbrock als Soldat in Frankreich (1942) Abb. 2

Nach Abschluss seiner militärischen Ausbildung wurde Tenbrock nach Frankreich versetzt, wo er zuletzt in Valognes in der Normandie stationiert war. Als Spezialist bei Vernehmungen kriegsgefangener Soldaten erlebte er die Zeit der Invasion der Alliierten im Juni 1944 mit. Immer wieder erzählte er später von seinen Erfahrungen, wobei ihm eine Szene ganz besonders in Erinnerung blieb, weil sie den Irrsinn des Krieges so krass und trotzdem fast poetisch zeigt: Er befand sich mit zwei Gefangenen im Freien, am Rande des Lagers. Er war dabei, sie zu verhören, als Tiefflieger angriffen. Die Männer warfen sich auf die Erde, und die beiden jungen Amerikaner – genauso in Todesangst wie der Deutsche – krallten sich in Tenbrocks Stiefel. Die Sonne stand tief und beschien ein weites Feld vor ihnen. Fast am Horizont, aber gut zu erkennen, saß eine junge Frau und molk eine Kuh, während über den Himmel die Flugzeuge mit ihren tödlichen Geschossen donnerten. Bald darauf wurde Tenbrock von Engländern in Cherbourg gefangen genommen.

Nun begann ein Lebensabschnitt, der für seinen weiteren Lebensweg allem Anschein nach von entscheidender Bedeutung war. Nach wenigen Monaten im englischen Kriegsgefangenenlager – es dürfte sich im Süden Englands unweit von London befunden haben – ging er gemeinsam mit einigen Kameraden und mit Billigung und Förderung der Engländer daran, eine Art Schule aufzubauen. Tenbrock veranstaltete englische Sprachkurse für seine Mitgefangenen und hielt Vorträge über deutsche Geschichte. Aus den Konzepten für diese Vorträge, aus intensiver und monatelanger Arbeit mit geschichtlichen Themen, fast ohne Hilfe gedruckter Quellen und Unterlagen, aus Gesprächen und Diskussionen entstand Tenbrocks Buch „Deutsche Geschichte. Von den Urzeiten bis 1945“. Es erschien, versehen mit einem auf den November 1945 datierten Vorwort des Verfassers, wahrscheinlich noch im gleichen Jahr. Es handelte sich dabei um eine Veröffentlichung, die laut Impressum ausschließlich für deutsche Kriegsgefangene gedruckt wurde[8], und zwar im Auftrag der „World's Alliance of the Young Men's Christian Associations War Prisoners Aid“, also der weltweiten Vereinigung des (auf deutsch gesagt) „Christlichen Vereins Junger Männer“ (CVJM), der sich damals nicht zuletzt der Fürsorge für deutsche Kriegsgefangene widmete.



Tenbrocks Buch zum Unterricht für deutsche Kriegsgefangene in Großbritannien (1945) Abb. 3

Dieses broschierte Buch im Umfang von 320 Seiten unternahm in der Tat den Versuch, von der Altsteinzeit – so der Titel des ersten Kapitels, das sich auf die Geographie Mitteleuropas bezog – bis in die unmittelbare Vergangenheit hinein eine Gesamtschau deutscher Geschichte zu bieten. Das Vorwort beginnt mit der Erklärung: „Diese Darstellung der Deutschen Geschichte ist in der Kriegsgefangenschaft entstanden. Die Vorarbeiten jedoch reichen zurück bis in die Zeit vor dem Kriege. Schon damals versuchte ich, mir in Zusammenarbeit mit verschiedenen Berufskollegen und -kolleginnen in rein wissenschaftlicher Form ein objektives Bild über die tragische deutsche Entwicklung der letzten Jahrzehnte zu machen. Ein großer Teil der Ergebnisse dieser Vorarbeiten erscheint in diesem kleinen Band. Es ist hiermit der Versuch unternommen, die Entwicklung der deutschen Geschichte besonders der neueren Zeit in ihrer für unser Volk so verderblichen Folgerichtigkeit als etwas Ganzes zu betrachten. Gerade einzelne Vorgänge, besonders in der preußischen Geschichte, haben mich mit meinen Berufskollegen und -kolleginnen zu der Auffassung geführt, dass es nicht immer angängig ist, bestimmte Gestalten und Ereignisse nur auf dem Hintergrund und aus ihrer Zeit zu verstehen.“[9] Diese Ausführungen lassen Verschiedenes erkennen. Zum einen sieht man, dass der Autor offensichtlich mit Geschichtslehrern und Historikern – und zwar Männern wie Frauen – während der Zeit der NS-Herrschaft private Gespräche führte, die weitab von dem lagen, was offiziell geduldet wurde. Dadurch wurde er gewiss nicht zum Widerständler, zumal von dieser Einstellung im beruflichen Alltag vermutlich nicht allzu viel nach außen dringen konnte. Doch man sieht, dass das Jahr 1945 keinen grundsätzlichen Einschnitt in seiner Biographie darstellte. Zum anderen erkennt man eine Geschichtsauffassung, die den in der deutschen Historiographie seit den Zeiten Leopold von Rankes dominierenden Historismus klar ablehnte. Dort, wo nach Ranke „jede Epoche als etwas für sich Gültiges angesehen werden muß und der Betrachtung höchst würdig erscheint“[10], sahen Kritiker einen Relativismus der Werte, also eine Beliebigkeit, die einer auf die Gegenwart bezogenen, politisch rationalisierten Geschichtsbetrachtung fremd war. Tenbrock war ein Geschichtslehrer, wie er auch im Vorwort seines Buches von 1945 durchblicken ließ, hatte also ein unmittelbares Interesse daran, Geschichte nicht bloß nachzuerzählen, sondern als etwas Lebendiges, für die Gegenwart Relevantes darzustellen.

Vergleicht man seine „Deutsche Geschichte“ mit einem der populärsten Werke gleichen Titels, die während der Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland erschienen, also nur wenige Jahre vorher, so fallen einem nicht nur das andere Druckbild, der größere Umfang und die großzügigere Ausstattung auf. Die Rede ist von Richard Suchenwirths Buch „Deutsche Geschichte“, das den Untertitel „Von der germanischen Vorzeit bis zur Gegenwart“ trug und 1934 erstmals erschien. 1941 hatte es bereits eine Auflage von 710.000 Exemplaren und war damit in zahllosen deutschen Haushalten vorhanden. Suchenwirth, der als österreichischer Nationalsozialist bis 1945 Rektor einer bayerischen Lehrerhochschule, Mitglied des Deutschen Reichstags und Professor an der Universität München war[11], charakterisierte beispielsweise den Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft folgendermaßen: „Gegen das demokratisch-parlamentarische System, das, aufgebaut auf die Entscheidung der Mehrheit, den Mut zum persönlichen Einsatz und zum Einstehen für gefassten Entschluss hatte verkümmern lassen, war die Hitlerbewegung in den Kampf getreten, gelenkt durch den Führergedanken. Nicht die Mehrheit, sondern die verantwortungsbewusste Persönlichkeit allein darf regieren. Nicht die Abstimmung kann die Beschlüsse hervorbringen, der Führer selbst muss unter dem Einsatz seiner Person sich entschließen und handeln.“[12] Bei Tenbrock hört sich das ganz anders an. Er schrieb für seine zunächst noch kriegsgefangenen Leser im Jahre 1945: „Nicht Sorge um das deutsche Volk, nicht Liebe zu den ärmsten seiner Söhne, nicht Gemeinnutz, sondern krassester Eigennutz waren die Ursache dieses gewaltigen Feldzuges um die Seele des deutschen Menschen gewesen. […] Zwar gab es immer noch manche, die klar sa-

6) Vgl. dazu Georg Ruppelt: Schiller im nationalsozialistischen Deutschland – Der Versuch einer Gleichschaltung, Stuttgart 1979, S. 237.
7) In einer Liste ehemaliger Kollegiumsmitglieder wird er mit dem Eintrittsdatum 1944 geführt: Festschrift zum hundertjährigen Bestehen des neusprachlichen Mädchengymnasiums Lüdenscheid, Lüdenscheid 1958, S. 117.
8) Robert-Hermann Tenbrock: Deutsche Geschichte. Von den Urzeiten bis 1945, Luton o. J. [1945].
9) Ebd., S. 5.
10) Zitiert nach Helmut Seiffert: Einführung in die Wissenschaftstheorie. Zweiter Band. Geisteswissenschaftliche Methoden: Phänomenologie, Hermeneutik und historische Methode, Dialektik. 10. Auflage, München 1996, S. 67 f. – Zur schwierigen und mitunter widersprüchlichen Charakterisierung der deutschen Geschichtswissenschaft unmittelbar nach Kriegsende und zu damit zusammenhängenden persönlichen Schicksalen einiger Historiker vgl. Winfried Schulze: Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989, S. 16 ff.
11) Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Richard_Suchenwirth (eingesehen am 22.05.2008).
12) Richard Suchenwirth: Deutsche Geschichte. Von der germanischen Vorzeit bis zur Gegenwart. 441. bis 450. Tausend, Leipzig 1939, S. 603.

hen, was geschah und was in Zukunft noch geschehen würde. Dennoch sind auch sie schuldig, weil sie nicht wagten, gegen Hitler und seinen Nationalsozialismus aufzustehen. […] Die Masse des Volkes glaubte in der Tat dem neuen ‚Führer', weil er ihr nicht nur ein besseres und schöneres Leben versprach, sondern dem deutschen Volke zugleich einhämmerte, dass sie als Deutsche die Herrenrasse seien, berufen, die ganze Welt zu beherrschen. Gerade weil so viele im deutschen Volke schon vor Hitler immer allen jenen falschen Propheten willig gefolgt waren, die in Kampf und Krieg den höchsten Sinn des Lebens sahen und den Staat zum Götzen gemacht hatten, weil so viele im deutschen Volke verlernt hatten, im Christentum die wahre Grundlage ihres Lebens zu sehen, wurde es Hitler so außerordentlich leicht, die Deutschen für sich zu gewinnen. Wenn er verkündete, dass der einzelne Mensch nichts sei und der Staat alles, wenn er immer wieder sagte, dass man für den Staat und sein Volk alles, auch die eigene Religion und sein Leben hingeben müsse, so entsprach das Auffassungen, die viele Menschen hatten."[13]

Es liest sich hier so, als wenn Tenbrock sich von den christlich orientierten Herausgebern seines Buches habe beeinflussen lassen. Dies wies er aber nicht nur in seinem Vorwort ausdrücklich von sich. Stattdessen war durchaus von den theologischen Ambitionen, die er als Jugendlicher hatte, etwas übrig geblieben. Auch in späteren Jahrzehnten hatte er immer ein hölzernes Kreuz an der Wand seines Arbeitszimmers hängen. Die ethischen Grundsätze des Christentums blieben für sein Leben und seine Arbeit wichtig, und eine Maxime scheint ihm ein Wort von Augustinus geworden zu sein, das viele Jahre später auch auf seinem Grabstein erschien: „Inquietum est cor nostrum donec requiescat in te" (Unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir). Klar erkennbar wird darüber hinaus, dass Tenbrock offensichtlich ein historisch-politisches Verständnis seiner Zeit gewonnen hatte, das sich deutlich von der damaligen Mehrheit der Deutschen unterschied, was ihn einerseits zum Aufklärer deutscher Kriegsgefangener prädestinierte, andererseits aber gewisse Selbstvorwürfe andeutet, nicht mehr getan zu haben als stillzuhalten. Dies wird auch durch eine sehr klare Aussage über den Krieg im Osten erkennbar, der so manchen Zeitgenossen bitter aufgestoßen sein muss: „Kaum war der Polenfeldzug beendet, begann die Ausplünderung des Landes und die Zwangsvertreibung seiner Einwohner. Innerhalb weniger Stunden mußten Dörfer und Städte geräumt werden. Bischöfe und Priester wurden vertrieben, die Kirchen geschlossen. Wer sich widersetzte, wurde erschossen oder in ein Konzentrationslager gebracht. Immer mehr dieser Lager mußten eröffnet werden, die Gaskammern und Verbrennungsöfen arbeiteten Tag und Nacht. […] Hunderttausende deutscher Soldaten haben diese Dinge gesehen. Viele haben mitgewirkt. Einige waren bis ins Innerste erschüttert über ein solches Maß menschlicher Grausamkeit, die meisten blieben stumm, viele stimmten zu."[14]

In der britischen Gefangenschaft trafen Deutsche ganz unterschiedlicher Couleur zusammen. Keinesfalls war es so, dass jemand mit dem Anspruch zur demokratischen, bürgerlichen oder antifaschistischen Umerziehung nur auf seinesgleichen stieß. Noch immer überzeugte Nazis, liberale Demokraten und weit nach links Gerückte trugen ihre politischen Gegensätze im Lager in erregten Diskussionen und gelegentlich auch in handfesten Auseinandersetzungen aus. Einer von Tenbrocks Mitgefangenen war Karl-Eduard von Schnitzler, Sohn eines preußischen Diplomaten, der noch vor Hitlers Machtübernahme Sympathien mit dem Kommunismus entwickelt hatte. Schnitzler, der bald für das britische Ministry of Information täglich ausgestrahlte BBC-Beiträge unter dem Titel „Hier sprechen deutsche Kriegsgefangene zur Heimat" redigierte, geriet mit Tenbrock über offensichtlich politische Fragen dermaßen in Streit, dass er ihm den Tod androhte, sollte er ihm später in Deutschland in die Hände fallen. Dies geschah jedoch nicht. Schnitzler, der nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft vorübergehend beim Nordwestdeutschen Rundfunk in Köln arbeitete, ging 1947 in die Sowjetische Besatzungszone und wurde später Chefkommentator des DDR-Fernsehens. Dort moderierte er beispielsweise viele Jahre lang den „Schwarzen Kanal", eine scharfzüngige Propagandasendung, die ihm in der Bevölkerung den wenig schmeichelhaften Spitznamen „Sudel-Ede" einbrachte[15]. Tenbrock blieb von ihm unbehelligt. Die Episode zeigt jedoch, wie scharf die Gegensätze im Laboratorium der Kriegsgefangenschaft sein konnten und wie erbittert um die geistige Übernahme der künftigen Entwicklung gestritten wurde.

Damit aber war es nun nach Kriegsende vorbei. Im Sommer 1946 wurde Robert-Hermann Tenbrock aus der britischen Kriegsgefangenschaft entlassen und kehrte nach Deutschland zurück. Am 2. August traf er nach zwei Jahren Gefangenschaft in Lüdenscheid wieder mit seiner Familie zusammen und wohnte ab nun mit ihr in der Wohnung in der Wiesenstraße. Nach den Sommerferien trat er seinen Dienst an der „Oberschule für Mädchen, sprachliche Form" an.

Diese Schule war im 19. Jahrhundert entstanden mit dem Ziel, Mädchen aus bürgerlichen Familien eine höhere Schulbildung zukommen zu lassen. Sie erhielt um die Jahrhundertwende die Bezeichnung „Höhere Töchterschule" und bald darauf den Namen „Lyzeum". Seit 1938 wurde sie als „Oberschule" geführt, seit 1949 als „Neusprachliches Mädchengymnasium". Sie befand sich damals nahe dem Stadtzentrum an der Sauerfelder Straße in einem 1891/92 errichteten Gebäude. Nachdem der Schulbetrieb kriegsbedingt im Frühjahr 1945 eingestellt worden war, hatte er im März 1946 wieder begonnen. Als neue Leiterin war die Oberstudiendirektorin Dr. Erna Buschmann angetreten mit der Aufgabe, die Schule in eine demokratische Nachkriegszeit zu führen[16].

Nach den Sommerferien begann Tenbrock Deutsch, Geschichte und Englisch zu unterrichten. Sein pädagogischer Stil kam anscheinend bei seinen Schülerinnen gut an, und innerhalb der Lehrerschaft erwarb er sich durch sein fachliches Wissen Respekt. Aber es stellten sich auch Probleme ein, denn viele seiner Kolleginnen und Kollegen warfen ihm mangelnde Kompromissbereitschaft und fehlende Kollegialität vor. Als ebenfalls nicht einfach gestaltete sich das Verhältnis zu seiner Schulleiterin, die wegen der in der Stadt damals herrschenden Wohnungssituation auch privat in der Mädchenschule untergebracht war. Sie bewohnte ein für sie hergerichtetes, durch Vorhänge in verschiedene Räume unterteiltes Klassenzimmer.

Auch die privaten Verhältnisse des Lehrers gestalteten sich keinesfalls zum Besten. In der kleinen Wohnung der Familie lebte man mit vier weiteren Verwandten, und die Lebensmittelzuteilungen reichten oft kaum aus, was allerdings für das Gros der damaligen Bevölkerung galt. Mit seiner Frau hatte er sich auseinandergelebt.

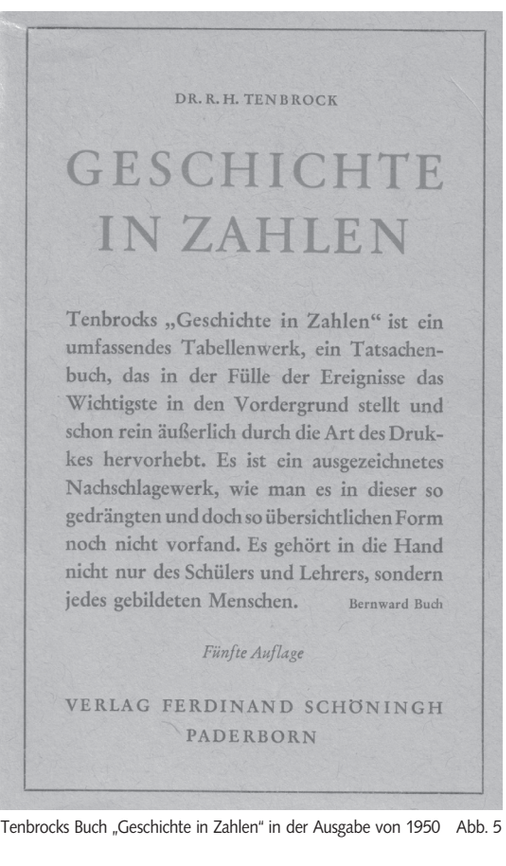
Anscheinend wurde ihm unter diesen widrigen Verhältnissen die historische Arbeit zu einem weiteren Betätigungsfeld, in das er viel Zeit investierte. Sein 1945 erschienenes Buch für deutsche Kriegsgefangene beschäftigte ihn weiter, zumal auf dem deutschen Buchmarkt ein dringender Bedarf nach politisch nicht anfechtbaren historischen Darstellungen entstand. 1947 oder 1948 knüpfte Tenbrock einen Kontakt mit dem Verlag Ferdinand Schöningh in Paderborn, der während der NS-Zeit hauptsächlich katholische Literatur herausgebracht hatte und nun die Chance sah, auf den offenen Schulbuchmarkt auszugreifen. 1949 erschien in einer zweiten, völlig überarbeiteten Auflage das Werk „Deutsche Geschichte" auch für die breite Allgemeinheit, diesmal mit dem Untertitel „Von den Anfängen bis 1945". Datiert mit „Lüdenscheid, im Dezember 1948", schrieb dessen Verfasser darin im Vorwort: „In dieser neuen Auflage ist es mein Bestreben, den Gang der deutschen Entwicklung nicht nur aus seinen politischen Ursachen, sondern weit mehr diese aus der jeweils besonderen geistigen und wirtschaftlichen Lage des deutschen Volkes zu verstehen. Naturgemäß muss einem solchen Unterfangen infolge der auch heute noch nicht behobenen Papierknappheit der Charakter der Unvollständigkeit und Vorläufigkeit anhaften." Das 456 Seiten umfassende Buch war auch dieses Mal aus seinem Geschichtsunterricht und aus Vorträgen erwachsen, verzichtete auf Quellen- und Literaturhinweise, fühlte sich aber der deutschen Geschichtsforschung „bis in die jüngste Zeit" verpflichtet. Die „Gesamtschau der deutschen Geschichte und die

Lüdenscheider Mädchengymnasium an der Sauerfelder Straße (um 1948) Abb. 4

13) Tenbrock: Deutsche Geschichte (wie Anm. 9), S. 307 f.
14) Ebd., S. 315.
15) Kristin Rebien: Burned Bridges. The rise and fall of the former BBC journalist Karl-Eduard von Schnitzler in East Germany, in: Charmian Brinson (Hrsg.): "Stimme der Wahrheit". German language broadcasting by the BBC, Amsterdam 2003, S. 159-176.
16) Vgl. Stadt Lüdenscheid (Hrsg.): Verwaltungsbericht für die Zeit vom 1. April 1941 bis 31. März 1949, Lüdenscheid 1958, S. 54 f.; Heinrich Thierkopf: 100 Jahre Höhere Mädchenschule in Lüdenscheid, in: Festschrift (wie Anm. 7), S. 9-23; Grete Schulze: 125 Jahre Geschwister-Scholl-Gymnasium, in: Festschrift 125-Jahr-Feier des Geschwister-Scholl-Gymnasiums Lüdenscheid, Lüdenscheid 1983, 9-21. – Im gleichen Gebäude wurde nach dem Wegzug der Schule in den Neubau an der Hochstraße 1964 das Städtische Gymnasium eingerichtet, das später – nach dem Umzug in einen Neubau – den Namen Bergstadt-Gymnasium erhielt.

besondere Sicht einzelner ihrer Ereignisse und Gestalten“ nahm der Autor allerdings für sich allein in Anspruch[17].

Tenbrock hatte ebenfalls noch in der Kriegsgefangenschaft zu unterrichtlichen Zwecken ein Manuskript erstellt, das seine „Deutsche Geschichte“ thematisch erweiterte und methodisch variierte, insofern als es hier um Weltgeschichte (wenn auch aus deutscher Perspektive) und eine chronologische Zusammenfassung der aus seiner Sicht wichtigsten historischen Ereignisse ging. Das Werk wurde 1949 bei Schöningh in drei Heften unter dem Titel „Geschichte in Zahlen“ herausgegeben und erlebte eine solche Nachfrage, dass 1950 bereits die fünfte Auflage gedruckt wurde, und zwar nun in einer gebundenen, einbändigen Form. Darin schrieb der Autor erläuternd im Vorwort: „‘Geschichte in Zahlen’ ist ein Versuch, aus der ungeheuren Fülle des geschichtlichen Stoffes das Wichtigste so auszuwählen, daß es dem Benutzer des Werkchens möglich ist, trotz äußerster Beschränkung des Wortes doch zu einem Verständnis eines geschichtlichen Vorgangs zu gelangen. Das bedeutet natürlich einen Kompromiß zwischen Vollständigkeit und allzu eigenwilliger Entscheidung darüber, was wesentlich und unwesentlich ist. Wenn ich mich also trotz der erwarteten Kritik entschloß, auch das eine oder andere unwichtig erscheinende Ereignis mitaufzunehmen, so ließ ich mich von dem Gedanken leiten, daß es ja möglich ist, das eine oder andere unbeachtet zu lassen.“[18] Während sich die tabellarische Übersicht darin auf politische Ereignisse konzentrierte, wurden die kultur- und geistesgeschichtlichen Entwicklungen, die sich kaum an Jahreszahlen festbinden ließen, in kurzen Zusammenfassungen einem Abschnitt voran- oder nachgestellt.


DR. R. H. TENBROCK

GESCHICHTE IN ZAHLEN

Tenbrocks „Geschichte in Zahlen“ ist ein umfassendes Tabellenwerk, ein Tatsachenbuch, das in der Fülle der Ereignisse das Wichtigste in den Vordergrund stellt und schon rein äußerlich durch die Art des Drukkes hervorhebt. Es ist ein ausgezeichnetes Nachschlagewerk, wie man es in dieser so gedrängten und doch so übersichtlichen Form noch nicht vorfand. Es gehört in die Hand nicht nur des Schülers und Lehrers, sondern jedes gebildeten Menschen. Bernward Buch

Fünfte Auflage

VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH
PADERBORN

Tenbrocks Buch „Geschichte in Zahlen“ in der Ausgabe von 1950 Abb. 5

Als Tenbrock dieses Vorwort schrieb, lebte er bereits seit einigen Monaten nicht mehr in Lüdenscheid und hatte seine Stelle am dortigen Mädchengymnasium aufgegeben zugunsten einer Anstellung am Jungengymnasium in Wanne-Eickel. Das Ruhrgebiet, in dem er auch vor dem Krieg gelebt hatte, zog ihn stärker an als die ihm allzu provinziell erscheinende Stadt im Sauerland. Nicht nur die beruflichen Differenzen in der Schule kamen hinzu, sondern auch seine familiäre Situation. 1951 wurde die Ehe mit Cäcilie geschieden. Gleichwohl blieb Tenbrock Lüdenscheid privat verbunden. Eine seiner Schülerinnen am Mädchengymnasium war die Tochter seines Zahnarztes, zu dem er während seiner dortigen Zeit auch private Kontakte geknüpft hatte. Ulrike Selter absolvierte kurz nach seinem Weggang im Jahre 1950 das Abitur und heiratete ihren ehemaligen Deutschlehrer im Jahre 1952 in Bergisch-Gladbach, weil man dies in Lüdenscheid selbst ‚wegen der Leute‘ nicht zu tun wagte. Das Ehepaar lebte von da an einige Jahre in beengten Verhältnissen in Wanne-Eickel.

In dieser Zeit schrieb Tenbrock neben seiner Lehrertätigkeit an einem mehrbändigen Schulbuch für Gymnasien, das wieder einmal im Paderborner Schöningh-Verlag herauskam und über Jahrzehnte hinweg verbreitet war. Der erste Band des „Geschichtlichen Unterrichtswerkes für höhere Lehranstalten“ – so der ursprüngliche Name – erschien 1951 unter dem Titel „Das Abendland im Werden“, gefolgt von weiteren Bänden, welche chronologisch die europäische und Weltgeschichte durchschritten[19]. Daneben hatte er schon 1950 damit begonnen, „Schöninghs Geschichtliche Reihe“ herauszugeben, eine lockere Folge von Quellenheften, zum Beispiel zur deutschen Verfassungsgeschichte, die in der Regel in der Schule gelesen wurden und daher wie seine darstellenden Geschichtsbücher weite Verbreitung fanden. 1954 erschien dort auch eine Sammlung „Isländische Sagas“, die Tenbrocks Frau Ulrike unter ihrem Mädchennamen

Robert-Hermann Tenbrock im Jahre 1952 Abb. 6

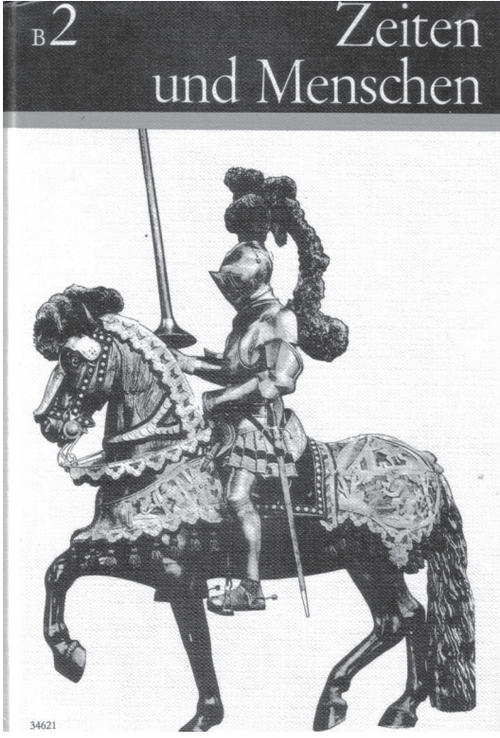
herausgab[20]. Beide von ihm redaktionell betreute Reihen wurden zu Klassikern unter den Schulgeschichtsbüchern der Nachkriegszeit in der Bundesrepublik Deutschland. Das „Geschichtliche Unterrichtswerk“ erlebte bis in die 1960er Jahre mehrere Bearbeitungen und Nachauflagen. Dann wurde es ersetzt durch das Werk „Zeiten und Menschen“, bei dem Tenbrock als Herausgeber und bei mehreren Bänden auch als Bearbeiter beziehungsweise Mitautor fungierte[21]. Die von ihm konzipierten Lehrbücher boten – um mit Joachim Rohlfes zu sprechen – „ein fertiges, bündig geordnetes, weitgehend gedeutetes Orientierungswissen an“[22], was spätere Unterrichtswerke durch größere Aufgabenanteile und damit eine modernere methodische Konzeption ersetzten. Inhaltlich aber setzten sie durch ihre Komprimierung des Stoffes – und bei den Quelleneditionen durch die Auswahl der Materialien – Maßstäbe.

Die Arbeit als Schulbuchautor und -herausgeber führte dazu, dass Tenbrock über ein höheres Einkommen verfügte, als es damals für einen Studienrat üblich war. Doch er strebte auch nach seiner Beförderung zum Oberstudienrat im Jahre 1956 nach einer beruflichen Weiterentwicklung. Zweimal bewarb er sich auf Direktorenstellen in benachbarten Städten, jedoch erfolglos. Er führte das darauf zurück, dass ihm von höherer Stelle eine solche Karriere versagt wurde, und zwar weil er glaubte, als geschiedener Katholik, der sich evangelisch wiederverheiratet hatte, im damals von der CDU regierten Nordrhein-Westfalen zwischen allen Stühlen zu sitzen. Möglicherweise war aber auch ein politisches Interesse im Spiel, denn Tenbrock, der in den ersten Jahren nach dem Krieg ein Anhänger der FDP war, wandte sich in den 1950er Jahren der SPD zu. In diesen Jahren lernte er auch den vier Jahre älteren, aus Wanne-Eickel stammenden Ernst Schütte kennen, damals Leiter der Pädadogischen Akademie Kettwig, mit dem er zunächst in Fragen der Schulbuchkonzeption zusammenarbeitete, sich aber schon bald wegen divergierender didaktischer und politischer Auffassungen überwarf. In späterer Zeit aber sollte Schütte, der bald ein wichtiger sozialdemokratischer Schulpolitiker wurde, für Tenbrock noch eine wichtige Rolle spielen.

Zunächst entschloss sich dieser jedoch wegen seiner stockenden beruflichen Perspektiven dazu, ins Ausland zu gehen. Die Deutsche Schule in Istanbul suchte zum 1. Oktober 1956 einen neuen Direktor. Tenbrock bewarb sich erfolgreich auf diese Stelle, bezog damit fortan sein Gehalt von der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes und bereitete den Umzug in die Türkei vor. Seine Frau Ulrike verbrachte während dieser Zeit zusammen mit ihrem im Juni 1955 geborenen Sohn Christian noch einige Monate bei ihren Eltern in Lüdenscheid, bevor beide in die Metropole am Bosporus nachreisten[23]. In Istanbul bot sich der Familie ein völlig neues und ungewöhnliches Leben. Die dortige Deutsche Schule (türkisch: Alman Lisesi) war 1868 gegründet worden, blickte also auf eine lange Tradition zurück und repräsentierte auf ihre Art das seit dem 19. Jahrhundert rechte enge deutsch-türkische Verhältnis[24]. Der Direktor dieser Einrichtung, an der 1958 fast tausend deutsche und türkische Schüler eine Ausbildung von der 1. Klasse bis zum Abitur erfuhren, genoss in der Stadt eine besondere gesellschaftliche Stellung. In ihren Erinnerungen schrieb seine damalige Frau dazu: „Wir wurden zu allen besonderen Ereignissen eingeladen: ins Generalkonsulat, nach Tarabya, die Sommerresidenz der deutschen Botschaft am Bosporus, bei den türkischen hohen Stellen bis zu Empfängen des Staatspräsidenten, bei Empfängen zu Ehren hoher und höchster Besucher aus Deutschland, wie zum Beispiel Bundespräsident Heuß, der auch die Schule besuchte. Wir trafen Universitätsprofessoren, Mitarbeiter des archäologischen Institutes, Künstler, wir feierten Feste mit

17) Dr. Robert Hermann Tenbrock: Deutsche Geschichte von den Anfängen bis 1945. 2., völlig überarbeitete Auflage, Paderborn 1949, S. V f.
18) Dr. R. H. Tenbrock: Geschichte in Zahlen. Fünfte Auflage, Paderborn 1950, S. V f. – Die Einzeltitel der 1949 erschienenen Erstausgabe lauteten: „Von den Anfängen der Menschheitsgeschichte bis zum Untergang des Römischen Reiches“, „Die europäischen Staaten vom Beginn der Völkerwanderung bis 1648 unter besonderer Berücksichtigung Deutschlands“ und – am umfangreichsten – „ Die bedeutendsten Staaten der Welt von 1648 bis 1945 unter besonderer Berücksichtigung Deutschlands“.
19) Geschichtliches Unterrichtswerk Ausgabe A (Oberstufe) für höhere Lehranstalten. Band 1: Das Abendland im Werden. Bearbeitet von Robert-Hermann Tenbrock, Paderborn 1951.
20) Isländische Sagas. Ausgewählt und bearbeitet von Ulrike Selter, Paderborn 1954.
21) Als erstes erschien Zeiten und Menschen. Band 1. Urzeit, Mittelmeerkulturen und werdendes Abendland (bis 900 n. Chr.), bearbeitet von Arnold Voelske und Robert-Hermann Tenbrock, Paderborn 1965.
22) Joachim Rohlfes: Geschichte und ihre Didaktik. 3., erweiterte Auflage, Göttingen 2005, S. 312.
23) Merkwürdigerweise war Robert-Hermann Tenbrock von November 1956 bis Oktober 1957 gleichzeitig in Lüdenscheid gemeldet, obwohl er während dieser Zeit in Istanbul arbeitete (Stadtarchiv Lüdenscheid, Altkartei des Einwohnermeldeamtes).
24) http://www.ds-istanbul.de/main.htm (eingesehen am 14.06.2008); vgl. auch die während Tenbrocks dortiger Dienstzeit entstandene Festschrift zum 90jährigen Bestehen der Deutschen Schule Istanbul (Schriftleitung: Heinz Anstock), o. O. [Bergisch-Gladbach] 1958, sowie Süleyman Büyükkarci (Hrsg.): Deutsche Schule Istanbul Alman Lisesi, Konya 1998.

Die Deutsche Schule (Alman Lisesi) in Istanbul um 1958 Abb. 7



„Zeiten und Menschen", bearbeitet von Tenbrock (1970er Jahre) Abb. 8

den Beamten des Konsulates, mit Kollegen, mit Angehörigen der deutschen Kolonie. Wir selbst mussten Empfänge geben […], zu unseren Gästen zählte der deutsche Botschafter genau so wie der letzte Angehörige der Schule."[25] Damit war man angekommen in einer Mischung aus deutschem Wirtschaftswunder und orientalischem Traumland, eine geradezu filmreife Karriere der fünfziger Jahre.

Privat prägten nun ausgedehnte Reisen im östlichen Mittelmeerraum das Leben der Familie, was den historischen Interessen Tenbrocks zweifellos entgegenkam, der auf diese Weise die Stätten der Antike kennenlernte, die er bisher nur am Schreibtisch vor Augen gehabt hatte. Beruflich waren die organisatorischen und pädagogischen Aufgaben erwartungsgemäß groß, so dass er stark darin eingebunden war. Sein Amt erforderte häufig auch diplomatisches Geschick, was noch nie seine Stärke gewesen war. Das notwendige Lavieren zwischen den Erwartungen des Schulvorstandes, der ja Tenbrocks Vertragspartner war, den Interessen der türkischen Behörden, denen des Auswärtigen Amtes in Bonn und der deutschen Kultusministerkonferenz sowie denen der deutschen und türkischen Lehrerinnen und Lehrer an der Schule ließ sich mit seinen eigenen Vorstellungen schon bald nicht mehr in Übereinstimmung bringen. Es kam zu Kompetenzstreitigkeiten und einer zunehmenden, kompromisslosen Unzufriedenheit Tenbrocks, so dass sein Arbeitsvertrag in Istanbul zum 1. August 1960 beiderseitig gekündigt wurde. Das türkische Intermezzo ging damit zu Ende. Mit dem eigenen Auto, einem Opel Olympia, reiste er der vorausgeflogenen Familie über den Balkan hinterher. Er schrieb selbst dazu in einer Mischung aus Trotz und Trauer: „Ich konnte keinen Blick zurücktun. Ich fuhr wie im Traum, nichts denkend, nichts sehend. Ich war in Edirne noch nicht wach. Ich bin es jetzt noch nicht. Ich habe einfach Istanbul noch nicht verkraftet. Keiner ist ohne Fehl, meinte der Botschafter. Aber ich habe so viel für die deutsche Schule und die deutsche Sache in Istanbul getan, dass ich das nicht verdient habe. Ich bin immer noch nicht bei mir. Alles ist wie ein Traum, und ich meine, ich müsste wieder zurück."[26]

Anfang September 1960 meldete sich Robert-Hermann Tenbrock wieder in Lüdenscheid an, wo Frau und Sohn mittlerweile schon wieder bei seinen Schwiegereltern in der Hohfuhrstraße 9 untergekommen waren, doch schon keine drei Wochen später zog die Familie nach Niederwalluf im Rheingaukreis um[27]. In diesen kleinen Ort auf der hessischen Rheinseite gelangte Tenbrock deshalb, weil er mittlerweile den Kontakt zu Ernst Schütte wiederhergestellt hatte. Schütte war in der Zeit, in der Tenbrock in Istanbul arbeitete, Ministerialdirigent im nordrhein-westfälischen Kultusministerium in Düsseldorf und wurde 1959 Kultusminister im damals von der SPD regierten Bundesland Hessen, wo er eine intensive Reform der Schul- und Hochschulpolitik betrieb[28]. Seiner Mitwirkung ist es zuzuschreiben, dass Tenbrock trotz einiger Differenzen, die es zwischen ihnen gegeben hatte, gleich im Anschluss an seine Zeit im Ausland einen fast nahtlosen beruflichen Neubeginn finden konnte. Zum Jahresbeginn 1961 wurde er Direktor des Leibniz-Gymnasiums in Wiesbaden. Dort wurde er ein allseits beliebter Schulleiter, der Freude an seiner Arbeit hatte. Die Istanbuler Erfahrungen hatten ihn gelehrt, vorsichtiger und weniger aggressiv zu reagieren und trotzdem zu erreichen, was er für richtig hielt.

Zu dieser Zeit begann er auch seine Tätigkeit als Autor von Geschichts- und Schulbüchern wieder stärker zu verfolgen. Er betreute Neuauflagen seines „Geschichtlichen Unterrichtswerkes", das bald den Titel „Zeiten und Menschen" erhielt (den diese Reihe bis heute noch trägt), und brachte 1965 sein Buch „Geschichte Deutschlands" auf den Markt, welches gewissermaßen eine Neufassung seiner erstmals bei Kriegsende erschienenen Zusammenfassung deutscher Geschichte darstellte. In seinem Vorwort stellte Tenbrock nun einerseits heraus, dass den Deutschen „die Beschäftigung mit ihrer eigenen Geschichte fragwürdig geworden" sei, weil „als Schuld oder leidvolle Erinnerung" auf ihr die Zeit des Nationalsozialismus lastete. Der „geistige Standort" der Deutschen schien Tenbrock zu diesem Zeitpunkt noch offen, nicht nur wegen der deutschen Teilung, sondern auch deswegen, weil seiner Meinung nach die deutsche Geschichte „von ihren Anfängen an nur ein Teilaspekt der Geschichte Europas" war[29], ein Standpunkt, der zwar im Trend der Zeit lag, aber allgemein noch keinesfalls breite Anerkennung gefunden zu haben schien. Das Buch erschien gleichzeitig im Schöningh Verlag und im Max Hueber Verlag in München, der enge Kontakte zu den deutschen Goethe-Instituten im Ausland hatte, wo Tenbrocks Werk in besonderer Weise für den Sprach- und Landeskundeunterricht eingesetzt wurde. Das trug dazu bei, dass dieses Buch bald auch in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Die Kritik lobte an diesem Werk sowohl die konzise Verknappung des Stoffes als auch die sprachliche Darstellung.

Ende der sechziger Jahre änderte sich Wesentliches in Tenbrocks Leben: Er und seine Frau trennten sich in gegenseitigem Einvernehmen, der Sohn Christian setzte seine schulische Ausbildung in einem Internat fort. 1972 zog Tenbrock nach Mainz-Gonsenheim um, wo er eine Eigentumswohnung gekauft hatte. Politisch näherte er sich immer mehr der CDU an, weil er mit Willy Brandts Ostpolitik nicht einverstanden war.

In diesen Jahren nahmen seine Arbeit und sein Interesse an Schulgeschichtsbüchern offensichtlich immer größeren Raum ein. 1969 stiftete er den Robert-Hermann-Tenbrock-Preis, der verliehen wurde „für eine vorbildlich didaktisch-methodische und auf den neuesten Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung beruhende Darstellung der Geschichte der europäischen Völkerfamilie in einem Geschichtswerk konzipiert für Schüler, unabhängig von der Schulform, unter besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlichen und politischen Integrationsbestrebungen der jüngsten Vergangenheit."[30] Erstmals wurde dieser mit 4000 DM dotierte Preis 1972 verliehen, kurz bevor Tenbrock im Januar 1974 pensioniert wurde und für seine pädagogischen Leistungen das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse erhielt. Mit der Durchführung der Preisvergabe war das Internationale Schulbuchinstitut in Braunschweig betraut, zu dessen Gründer und Leiter Georg Eckert sich ein gutes Verhältnis entwickelt hatte. Mit Eckert, dem Vorsitzenden der deutschen UNESCO-Kommission, der bis zu seinem Tod 1974 wichtige Impulse zur Schulbucharbeit im Fach Geschichte setzte, war Tenbrock im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit als Schulbuchautor viele Jahre früher zusammengetroffen. Der Robert-Hermann-Tenbrock-Preis wird bis heute vom inzwischen nach seinem Gründer umbenannten Institut verliehen (inzwischen als Stipendium)[31]. Tenbrock, der bei der Vergabe zu Lebzeiten sicherlich erheblichen Einfluss hatte, zeigte sich dabei didaktischen Neuerungen gegenüber offen. 1981 ging der Preis an Heinz Dieter

25) Zitiert aus den schriftlichen Aufzeichnungen Ulrike Tenbrocks.
26) Zitiert aus den schriftlichen Aufzeichnungen Ulrike Tenbrocks.
27) Stadtarchiv Lüdenscheid, Altkartei des Einwohnermeldeamtes.
28) Nina Grunenberg: Professor Dr. Ernst Schütte, Hessen, in: Die Zeit, Nr. 39, 24.09.1965; Die Zeit, Nr. 45, 10.11.1972, Artikel „Abschied von Ernst Schütte"; http://www.fes.de/archiv/1abt/schuet-e.htm (eingesehen am 25.07.2008).
29) Robert-Hermann Tenbrock: Geschichte Deutschlands, München / Paderborn 1965, S. 7 f.
30) Robert-Hermann-Tenbrock-Preis. Stiftungsurkunde und Verleihung des Preises 1972 an Dr. Gerhard Neumann, Paderborn 1974, S. 7.
31) Vgl. http://www.gei.de (eingesehen am 15.06.2008).

Schmid[32], den Herausgeber des Lehrwerkes „Fragen an die Geschichte“, welches in seiner Konzeption völlig anders war als zum Beispiel „Zeiten und Menschen“. Es zeigte sich immer deutlicher, dass Tenbrock den Bezugsrahmen der deutschen Geschichte in der Geschichte Europas sah und aus diesem Grund ein ausgeprägtes Interesse an einer europäischen Verständigung hatte. Anlässlich der ersten Verleihung des von ihm gestifteten Preises erklärte er rückblickend auf den Beginn seiner Karriere als Historiker um 1930: „Als ich ein junger Student, vornehmlich der Geschichte, in Wien war und mir angesichts der Unruhe, in der sich Europa befand, die Frage stellte, woraus dieses von der damaligen studentischen Jugend allgemein geteilte Unbehagen an den europäischen politischen Zuständen erwachse, stand ich mit der Antwort, die ich mir gab, nicht gerade allein, aber ich gehörte doch zu einer Minderheit meiner Altersgenossen. In meinem Studium war ich damals noch weitgehend von der mittelalterlichen Geschichte her geprägt. Zwar lag mir eine romantische Verklärung jenes Zeitalters ziemlich fern, dennoch glaubte ich, daß die europäische Krankheit ihren Ursprung in der Auflösung der mittelalterlichen Einheit und im Aufkommen der europäischen Nationalstaaten habe.“[33]

Erst im hohen Alter erlebte Robert-Hermann Tenbrock, der sowohl für Gesamtdarstellungen als auch für Quellenhefte aus der Reihe „Zeiten und Menschen“ verant-

Robert-Hermann Tenbrock (rechts) bei der Verleihung des nach ihm benannten Preises an Prof. Dr. Heinz Dieter Schmid, den Herausgeber des Schulbuches „Fragen an die Geschichte“, im Jahre 1981 Abb. 9

wortlich zeichnete, dass jüngere Historiker ihn als Herausgeber ablösten. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Mainz, wo er am 23. November 1995 im Alter von 87 Jahren starb. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ gedachte seiner mit einem Nachruf und hob seine frühe Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus und seinen Einsatz für internationale Schulbucharbeit hervor[34]. Robert-Hermann Tenbrock – so lässt sich zusammenfassend sagen – spiegelte in seiner Biographie einen bedeutenden Teil der deutschen Historikerschaft nach dem Zweiten Weltkrieg wider. Sich abgrenzend von einer ihm als fremd erscheinenden historistischen Betrachtungsweise fand er zu einem über das Nationale hinausgreifenden Geschichtsverständnis, welches ihm sowohl im schulischen wie auch im fachwissenschaftlichen Bereich Anerkennung einbrachte. Dabei blieb er Generalist, das heißt, dass er sich offenbar kaum einmal mit historischen Spezialproblemen in Gestalt von wissenschaftlichen Veröffentlichungen befasste. Wichtig blieb ihm dabei stets, dass Geschichtsvermittlung ein Mittel zur Selbstorientierung in einer immer näher zusammengerückten Welt war. Dazu erklärte Tenbrock 1972: „Zwar war ich nie der Ansicht, dass Schule, Schulbücher und Erziehung die Welt verändern könnten. Aber ich bin doch der Auffassung, dass es über sie gelingen könnte, bei jungen Menschen Vorurteile abzubauen und sie von der Geschichte her zum Nachdenken darüber zu bringen, wo die Ursprünge eines bestimmten, vorherrschenden, von vielen Faktoren so und so geprägten Denkens, Verhaltens und Handelns gelegen haben könnten und welche Folgerungen daraus für die eigene Lebensgestaltung und im Verhältnis nicht nur zum eigenen Volk, sondern auch zu anderen Völkern zu ziehen seien.“[35] Mit dieser Position wurde Tenbrock zu einem exemplarischen Vertreter gleichermaßen moderner und von einer humanistischen Grundhaltung geprägter Geschichtsdidaktik.

Abbildungsnachweis: alle Privatbesitz

32) Für diese Information danke ich Tenbrocks Enkel Dr. Martin Federspiel, Freiburg. – Zu Schmid, der in den 1970er Jahren ein neues Verständnis von Geschichtsdidaktik entwickelte, vgl. Eberhard Wilms: Demokratische Erneuerung des Geschichtsunterrichts in Deutschland: Heinz Dieter Schmid zum 80. Geburtstag, in: Informationen für den Geschichte- und Gemeinschaftskundelehrer, H. 62 / 2001, S. 85 ff.

33) Robert-Hermann Tenbrock: Ansprache anlässlich der 1. Preisverleihung, in: Robert-Hermann-Tenbrock-Preis (wie Anm. 30), S. 8-10, hier S. 8.

34) Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25.11.1995, Artikel „Robert Hermann Tenbrock in Mainz gestorben“.

35) Tenbrock: Ansprache (wie Anm. 33), S. 9.

Über den Ursprung und die Geschichte des Christusbildes in der Kunst

Die Schrift von Julius Assmann sen., Lüdenscheid (ohne Datum, um 1900)

„Bartloser Christustypus von hochseliger Schönheit“

Rainer Assmann

Lüdenscheid hat, wie Walter Hostert eingehend für die neuere Geschichte nachgewiesen hat, zum Fortbestand seines materiellen Wohlstandes stets schöpferische Kräfte entwickelt. Dabei blieben Wissenschaft und Kunst, abgesehen von reich vorhandenem Mäzenatentum, weitgehend auf der Strecke, wenn es auch Töchtern von Fabrikantenfamilien wie Ida Gerhardi und Emmy vom Hofe gelang, zu nicht unbedeutenden Künstlerinnen zu werden. Eine Ausnahme bildete seit dem letzten Quartal des 19. Jahrhunderts Julius I Assmann, der als Unternehmer und Wissenschaftler gleichermaßen erfolgreich war.

Der Lebenslauf von Julius I Assmann ist bereits im Reidemeister veröffentlicht worden. Es kann verwiesen werden. Hier soll nur eine Kurzfassung die hier abgedruckte Schrift von Julius I Assmann einrahmen.[1]

Peter Wilhelm Julius I Assmann wurde am 25 Januar 1836 in Lüdenscheid, Loher Straße 1, geboren und starb in Lüdenscheid, Hochstraße 31, am 1. Juli 1914. Julius I Assmann durchlief eine für damalige Lüdenscheider Verhältnisse ungewöhnliche schulische und akademische Ausbildung. Er bereitete sich „zu den akademischen Würden auf dem Gymnasium in Dortmund“ (Abitur Archigymnasium 1858) vor und studierte vom 20. April 1858 bis 5. August 1859 in Bonn Jura und Cameralistik. Anschließend studierte er ab 1. November 1859 Jura in Berlin. Julius I Assmann wohnte zunächst im elterlichen Haus Loherstraße 1 und ab 1872 im nach seinen Plänen erbauten Haus Hochstraße 31. 1903 wurde ihm der Rote Adler Orden, IV. Klasse, verliehen. Im Buch der Bergstadt Lüdenscheid ist Julius I Assmann unter „Verdienstvolle Lüdenscheider“ genannt. Beerdigt worden ist Julius I Assmann mit seiner Frau und den früh verstorbenen Kindern in einer Gruft der Grabstätte F.W. Assmann auf dem Friedhof Mathildenstraße Feld II 55-56.

1862 wurde Julius I Assmann Mitinhaber im Familienunternehmen F.W. Assmann, Lüdenscheid. Er zog sich 1889 zugunsten seines ältesten Sohnes Eugen aus der taktischen Führung der Stammfirma F.W. Assmann & Söhne zurück, behielt die strategische Führung jedoch in den Händen. Nach 1889 widmete sich Julius I Assmann,

Julius I Assmann und seine Familie, Lichtbild ca. 1881, von links oben: Eugen (1865 – 1929), verheiratet mit Mathilde Winkhaus, Mitinhaber der Firma F. W. Assmann & Söhne. Emilie (1866 – 1901), verheiratet mit Pfarrer Wilhelm Proebsting. Julius II (1869 – 1942), verheiratet mit Pauline Winkhaus, Inhaber der Firma F. W. Jul. Assmann. Unten: Felix (1874 – 1955), verheiratet mit Selma Plate, Gutsbesitzer auf Buschhausen. Emilie, geb. Winkhaus aus Winkhausen (1844 – 1920), verheiratet mit Julius I Assmann. Thekla (1878 – 1887). Julius I (1836 – 1914). Agnes (1876 – 1897, verheiratet mit Oskar Winkhaus, Gutsbesitzer auf Haus Schöneck.

der nach Familienüberlieferung dreißig Zeitungen und Zeitschriften bezogen haben soll und mit bedeutenden Zeitgenossen korrespondierte, privat mehr und mehr seinen wissenschaftlichen Neigungen. Gleichermaßen betrieb Julius I Assmann meteorologische und ortsgeschichtliche Forschungen. Ab 1880 richtete er in seinem Haus eine Wetterstation ein. Diese Wetterstation war nach Wilhelm Kloster, der schon als Schüler Julius I Assmann assistiert und als Student eigene Messungen an der Station durchgeführt hatte, reichhaltiger ausgestattet, als im allgemeinen eine Station II. Ordnung. Aus dem interessierten Laien Julius Assmann war mit der Zeit ein wissenschaftlicher Meteorologe geworden. Seine Leistungen auf dem Gebiet der Meteorologie wurden in der Ausstellung „Verborgene Schätze, Neun Mythen im Sauerland“ in Lüdenscheid im Jahre 2002 deutlich. Dort war auch das Sonnenscheinregistriergerät (Campell-Stokes-Sonnenscheinautograph) ausgestellt, das Julius I Assmann 1901 „als erster in Westfalen aufstellte... Erst 1904 erhielt Münster als 2. Station in Westfalen ein Sonnenscheinregistriergerät“.[2] Um 1900 vermarktete Julius I Assmann seine meteorologischen Erkenntnisse. Er gründete unter dem Namen (Pseudonym) seines dritten Sohnes die Firma Felix Otto Assmann. Eigentümer und Geschäftsführer blieb Julius I Assmann. Julius I Assmann forschte auch auf dem Gebiet der Kunstgeschichte, unter anderem im Spezialbereich von christlichen Kirchen. Seine Schriften Protestantismus und Bildende Kunst, (2. Aufl. 1898; ?1. Aufl. 1896?), 36 S., Selbsterlebtes im Wunderlande Italien, 1905, 44 S. und die als Handschrift überlieferte, hier vorgestellte Schrift: Ueber den Ursprung und die Geschichte des Christusbildes in der Kunst, um 1900, belegen nicht nur den hohen kunstgeschichtlichen und weit gefächerten Wissensstand von Julius I Assmann sondern auch seine wissenschaftlichen

1) Assmann, Rainer: Die Verbindung von wissenschaftlicher und unternehmerischer Tätigkeit durch Julius I Assmann (1836-1914) nach 1889, in: Der Reidemeister Nr. 155 vom 12. Mai 2003.

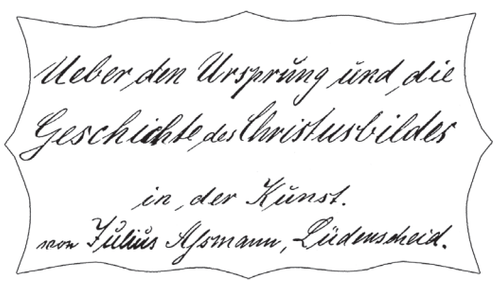
2) Trox, Eckhard: Fahne und Verein, Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung in den Museen der Stadt Lüdenscheid, 1993, S. 105. Eckhard Trox, Sonja Edelmann, Michaela Ernst (Hg.): Verborgene Schätze, Neun Mythen im Sauerland, Lüdenscheid 2002, S. 15 und 19, Anmerkungen 6 und10; S. 28 - 30 (J.I. A. als „Liberaler“ ist nicht zu belegen); S. 56; 65 – 67 und 73.

Forschungsziele. Die Schrift Protestantismus und Bildende Kunst überspannt einen weiten Rahmen, während die Schrift Über den Ursprung und die Geschichte des Christusbildes in der Kunst sich gründlich mit einem Einzelbereich befasst und abwägend zu einem heute noch lehrreichen Ergebnis kommt. Seinem Wesen entsprechend vermarktete Julius Assmann alsbald nach 1889 auch seine kunsthistorischen Erkenntnisse. Er gründete unter dem Namen seines zweiten Sohnes die Firma F. W. Julius Assmann. Die Firma führte zunächst Julius I Assmann unter Zuarbeit seines Sohnes Julius II Assmann und des verdienstvollen Prokuristen der Firma F. W. Assmann & Söhne, Fritz Kloster (1865-1949). Laut „Prospekt" von 1894 wird firmiert: „Kunstanstalt für Kirchen=Paramente und Fabrik für Prediger=Ornate. Älteste Kunstanstalt für kirchliche Nadelmalerei", oder laut Katalog vom Oktober 1904: „Katalog der Werkstätten für kirchliche Kunst", Lüdenscheid, Hochstraße 53, mit Zweigsitz in Berlin. 1898: wurde der Firma „das Prädikat eines Hoflieferanten"... „Ihrer Majestät der Königin" von Preußen verliehen. Die Firmenkataloge geraten aufgrund der kirchenkunstgeschichtlichen Forschungen von Julius I Assmann zu einem Kunstlexikon für zeitgemäße kirchliche Gebrauchsgegenstände. Durch Bild - und gerade in den ersten Katalogen - umfangreichen bis hin zu belehrendem Text wird der gesamte Bereich kirchlicher Kleinkunst vom Altarkreuz bis zum Mobiliar angeboten, jeweils (kirchen-)kunstgeschichtliche Fundgruben. So heißt es zum Beispiel im ersten Katalog von 1890/94, unter dem Abschnitt: Der Altar. Der Altar, der Tisch des Herrn, dient in der evangelischen Kirche zur Abendmahlsfeier, zum Gebet und zur Segensspendung; er ist die vornehmste Stätte im Heiligtum unseres Gottes und bedarf daher einer würdigen Ausstattung in Hinsicht auf Bekleidung und Ornamentierung....

Bei der nachfolgend abgedruckten Schrift „Ueber den Ursprung und die Geschichte des Christusbildes in der Kunst" handelt es sich um ein handschriftliches Manuskript von Julius I Assmann. Das Manuskript ist in deutscher Schreibweise mit Zweidrittel-Rand geschrieben. Es enthält kein Datum, ist wohl um 1900 entstanden und umfasst 25 nummerierte Seiten. Es ist in dunkelblauem Kartonumschlag in den Maßen 23 x 29 cm fadengebunden. Eigentümerin des Originals ist Stephanie Assmann, Lüdenscheid, die Ablichtung und Veröffentlichung dankenswerterweise genehmigte. Die Abschrift erfolgte im Herbst 2002 durch Rainer Assmann. Pfarrer a. D. Udo Lüst, Kassel, sei für die Korrekturlesung gedankt. Aus der Handschrift wird auszugsweise unter Auslassung der von Julius I Assmann zitierten Anmerkungen zitiert:

„Ueber den Ursprung und die Geschichte des Christusbildes in der Kunst.
von Julius Ahsmann, Lüdenscheid.

Es begegnet uns bei Beginn der christlichen Zeitrechnung die befremdliche Erscheinung, daß die Kunst, im Gegensatz zu ihrem Verhalten in späteren Jahrhunderten, auf ihren eigenen, von denen der Theologie getrennten Wegen, wandelte. Es bestand bei den Kirchenvätern, die nicht wollten, daß der Christ auf äußere Schönheit sehen, sondern sich zur inneren geistigen Schönheit erheben sollte, die auf Jesaias 52, 14. u. 53, 2, 3 gegründete Meinung, daß Christus, über dessen äußere Erscheinung uns das neue Testament keine Kunde giebt, häßlich gewesen sei, daß er in Knechtsgestalt auf Erden gewandelt und „weder Gestalt noch Schöne" hatte. Im diametralen Gegensatz zu dieser Meinung der Theologen stellte die Kunst, in welcher uns bis zum 2. Jahrhundert nicht das Portrait, sondern die Symbolfigur verbildlicht wurde, nach Jes. 45, 3 „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern, holdselig sind deine Lippen", Christum in antikisierender Gestalt als einen Jüngling mit bartlosem, rundem, frischen Gesicht in idealer Schönheit, gleichsam als eine Erscheinung ewiger göttlicher Jugend dar. In diesem Typus begegnet uns Christus nach einem Wandgemälde in der Katakombe S. Pretestato [heute: Praetextatus] in Rom, wo er neben zwei, ebenfalls bartlosen jugendlichen Gestalten, anscheinend zwei Jüngern, den Aposteln Paulus und Petrus, erscheint, nur etwas größer als diese und daran erkennbar, daß hinter ihm eine Frau (Matthäus 9, 20 und Markus 5, 25) kniet, welche den Saum seines Gewandes berührt. In ähnlicher Gestalt erscheint uns Christus in derselben Katakombe noch einmal im Gespräch mit den Samaritern.


Ueber den Ursprung und die
Geschichte des Christusbildes
in der Kunst.
von Julius Assmann, Lüdenscheid.

„Ueber den Ursprung und die Geschichte des Christusbildes in der Kunst" Faksimile der handschriftlichen Aufschrift auf dem Kartonumschlag der Schrift

Die Frage nach dem Ursprunge dieses bartlosen Christustypus von holdseliger Schönheit ist von Professor Holtzmann und dem norwegischen Gelehrten Dietrichson dahin beantwortet worden, daß wir darin einen Nachklang an den Apollotypus der klassischen Kunst zu erblicken hätten. Von diesem Idealismus war insbesondere die klassische Kunst beseelt, die ihre Göttergestalten, wenn sie sich dieselben, als in die irdische Erscheinung getreten dachte, nur in der denkbar schönsten Menschengestalt darstellte. Daher sagt auch Wilh. Grimm in der im Dez. 1842 auf der Königlichen Akademie der Wissenschaften verlesenen Abhandlung über die Sage vom Ursprung des Christusbildes: „Wenn die ältesten Denkmäler den Heiland ohne Bart in voller jugendlicher Schönheit vorstellen, so war das dem Geiste altgriechischer Kunst, der darin noch fortdauerte, gemäß; auf diese Weise konnte das Idealische, wonach sie strebte, am leichtesten erreicht werden."

Allein die christliche Kunst vermied doch alle „götzendienerischen Formen und hat es abgelehnt, sich unter den Göttergestalten der heidnischen Kunst ihre Vorbilder zu suchen. War doch nach der Sage einem Künstler aus jener Zeit die Hand verdorrt, der es gewagt hatte, sich das Vorbild für seine Darstellungen Gottes unter den Olympiern zu suchen. Nach Wilh. Lübke, Grundriß der Kirchengeschichte 1892. I. S. 283 war „den Christen die Gefahr zu bedenklich, dem alten vielgestaltigen „Götzendienst" wieder anheim zu fallen; zu eindringlich empfand man gerade damals, als in Rom zu den heimischen Göttern die phantastischen Kulte Ägyptens und des Orients sich gesellt hatten, die strenge Mahnung des Gesetzes, das den Herrn nur um Geist und in der Wahrheit anzubeten befiehlt." Wir sehen in der Jünglingsgestalt des Heilands, wie sie uns in den ersten drei Jahrhunderten in zahlreichen Fällen auf Katakomben-, Gemälden und Sarkophag-Reliefs entgegentritt mit Prof V. Schultze

Weltgericht mit bartlosem Christus, um 200 (Barberinische Bibliothek), Matthäus 25, 31. Abdruck aus: Victor Schultze, Archäologie der Altchristlichen Kunst, München 1895, S. 340, Fig. 105, nach Textbild in der „Christlichen Topographie des Kosmos" (G. 153, 2). Ausgabe aus Nachlass von Julius Assmann sen.

das Abbild der „jugendlich aufstrebenen Kirche".

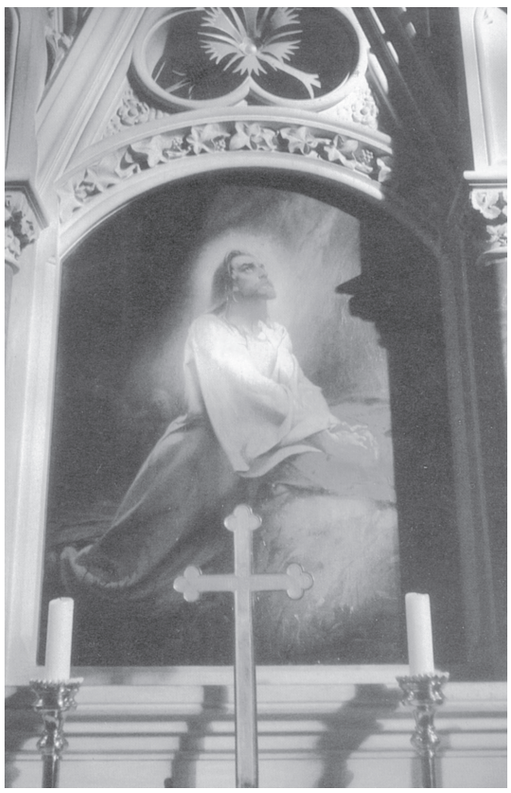
Dieser sogenannte Katakombentypus des jugendlichen, unbärtigen Heilands hat sich in der Kunst bis zum Ende des 4. Jahrhunderts erhalten und bestand zeitweilig noch neben dem danach aufgekommenen, sog. Kalliztinischen Typus mit länglichem Gesicht und längerem Haupthaar, welchen man in der Katakombe des heil. Kallistus in Rom entdeckt hat. Dieser Typus gewinnt im 6. Jahrhundert größere Ausbreitung und festen Boden. In diesem Typus, dem sog. Salvator. Bilde, erscheint uns Christus männlicher, das schöne Oval der Wangen umfaßt ein schmaler, unten gestalteter Bart, das Haupthaar hängt lang herab und ist gescheitelt. Der Mund ist fein, die Augen sind voll Glanz und Geist.

Die Erklärung für diesen bärtigen Typus dürfte sich aus Folgendem ergeben. Als das Christentum durch Konstantin den Großen zur Staatsreligion erhoben wurde, gelangte es damit zu einer vorher nicht gekannten Selbstständigkeit; da liegt es nahe, daß die Kunst den natürlichen Bund mit der Religion eingehend, auch dem Christusbilde einen mehr selbstständigen d.h. männlichen Typus verlieh. Im Abendlande, vornehmlich in Rom, lebte man der Ueberzeugung von der vollen Gottheit Christi, dem Vater gleichwesentlich. Und von dieser Erkenntnis waren nicht allein die Theologen durchdrungen, auch das Volk fühlte sich von dieser Kräftigung der dogmatischen Vorstellung lebhaft erfaßt. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese anders geartete Dogmatik die Kunst beeinflußte, und daß diese den Darstellungen Christi, im Gegensatz zu dem jugendlichen Typus der vorhergehenden Jahrhunderte eine männlich gereifte Gestalt verlieh. Hatten sich die ersten Jahrhunderte Christus in seiner irdischen Erscheinung vornehmlich als Wundertäter gedacht, wie er wunderbare Heilungen vollzog, wie er Wasser in Wein, Steine in Brot verwandelte und die Speisung des Volkes vollzog, so erscheint der Heiland jetzt in göttlicher Majestät, als der Herrscher im Himmel und auf Erden. In der Erinnerung an das Wort: „Der Himmel ist sein Stuhl und die Erde ist seiner Füße Schemel" bildete man Christus jetzt auf einem Thron, auf der Erdkugel oder einem Regenbogen sitzend, die Rechte segnend erhoben, in der Linken eine Rolle oder Bibel haltend [ab]. Ernsten und strengen Antlitzes erscheint Christus jetzt als Lehrer der Welt und als Weltenrichter. Diesen strengen Typus, den sogenannten Mosaikentypus finden wir fast in allen nach Konstantin errichteten morgenländischen Kirchen angewendet, aber auch das Abendland, dessen Kunst damals unter dem Einfluß der byzantinischen stand, macht ihn heimisch, oft in Figuren von übermenschlicher Größe. Der Welt entrückt, erscheint Christus (als) unnahbar, nicht mehr als solcher, der die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, sondern als der Furcht und Grauen Erweckende. Als Beispiele führen wir an das Mosaik am Eingange der So-

Christusbild mit zwei Jüngern in S. Pretestato, ca. Mitte 2 Jh. "Damit ist der älteste Typus richtig bezeichnet: Ein rundes, jugendliches Gesicht mit natürlichem Ausdruck, kurzgelocktes Haar, die Haltung ungezwungen." Abdruck aus Victor Schultze, Archäologie der Altchristlichen Kunst, München 1895, S. 342, Fig. 106. Ausgabe aus Nachlass von Julius Assmann sen.

phienkirche in Konstantinopel, die musivischen Darstellungen in dem Sanctuarium der Basilika S. Paolo fuori le mura, der Kirche S. Cosma e Damiano, in den Baptisterien S. Giovanni in Fonte in Ravenna und S. Giovanni in Neapel. In dem Typus des „gealterten, unfreundlichen und strengen" Christus übernahm das Mittelalter die Heilandsgestalt. Wenn das Mittelalter mit heiliger Scheu an den überkommenen Formen des Christusbildes festhielt und dem schaffenden Künstler hierin ein geringes Maß freier Bewegung gestattetet, so geschah es, weil man für jenen Typus die geschichtliche Wahrheit in Anspruch nahm, man glaubte in ihm ein getreues Abbild des Antlitzes Christi zu haben." Zunächst berief man sich dafür auf bildliche Darstellungen, dann aber auf schriftliche Dokumente der Vorzeit.

Eine ... Berufung des Mittelalters bezieht sich auf das Veronikabild. Nach der Sage hatte eine fromme Frau, die Veronika, dem mit Blut und Schweiß bedeckten Heilande auf seinem Leidenswege nach Golgatha ihr Tuch zum Abtrocken hingereicht, auf welches sich dann das Antlitz Christi nach älteren Berichten „als ein schmerzfreies, in überirdischer Schönheit leuchtendes" abgedrückt hatte. Erst viel später hat die Erzählung die uns jetzt geläufige Form angenommen, worin der Christus des Veronikabildes der leidende, mit der Dornenkrone bedeckte ist, so wie ihn Corregio in seinem Schweißtuch der heil. Veronika gemalt und auch Albr. Dürer dargestellt hat. Diese abendländischen Veronikabilder zu besitzen, rühmen sich drei Städte: Rom, Mailand und Jaen (Spanien). Das angeblich ächte befindet sich in der Peterskirche in Rom, wo es Papst Urban VIII. in eine Marmorfassung setzen ließ. Es wird alljährlich einmal den Gläubigen für einen Augenblick und sonst auch fürstlichen Personen gezeigt, wenn sie sich vorher unter die Titulardomherren zu St. Peter haben aufnehmen lassen. Unter den schriftlichen Dokumenten, auf welche das Mittelalter sich für seine Anschauungen von der Person Christi beruft, verweisen wir (u. a., wird ausgeführt) auf (einen) Bericht des Lentulus über die Person Christi, welcher von Anselm von Canterburg (+ 1107) überliefert ist. Es heißt: „Er ist ein Mann von schlanker Gestalt, ansehnlich, mit ehrfurchtgebietenden Mienen, so daß, wer ihn ansieht, ihn ebenso sehr lieben wie fürchten muß. Glänzendes dunkelfarbiges Lockenhaar, in der Mitte gescheitelt nach Art der Nazaräer, fällt auf seine Schultern herab. Er hat eine breite, offene, heitere Stirn, ein Antlitz ohne Runzeln und Flecken, das durch einen Anflug von Röte verschönert wird. Nase und Mund sind von edelstem Verhältnis, der Bart üppig, von derselben Farbe wie das Haupthaar und kurz und gespalten. Die Augen sind graublau und klar." Dieser angebliche Brief ist apokryph und gründet sich die Beschreibung auf ein von seinem Verfasser im Mittelalter gesehenes Christusbild. Allein wie sehr auch dieser strenge Mosaiken-Typus die damalige christliche Kunst beherrschte, es hat sich die Kunst doch nicht ganz von der Christusgestalt emancipieren können, wie sie die frühere erste Künstlerepoche in der jugendlich schönen Erscheinung Christi bildete. Wir finden den jugendlichen Heilandstypus aber auch noch in dem Evangelarium Karls des Großen. Im Mittelalter lag die Kunstübung vorwiegend in den Händen kirchlicher Gemeinschaften; die Kirche mit ihrer alles umfassenden Macht regelte die Thätigkeit der Künstler in festgefügten Korporationen. Den Typus des „gealterten, unfreundlichen und strengen" Christus gab das Mittelalter an die Renaissancezeit ab. Dieses Verhältnis löste die Renaissance auf, und an seine Stelle trat ein individualistisches, künstlerisches Schaffen. Damit ging auch die Einheitlichkeit des Christustypus verloren; es blieb jedem Künstler nach seiner Eigenart überlassen, den Typus individuell zu bilden, wobei er freilich dem idealen Gedankenkreise des Mittelalters treu



"Jesus betet in Gethsemane", Altarbild (Öl) um 1902, Ludwig Fahrenkrog (1867-1952) signiert, Christuskirche Lüdenscheid.

blieb. (Zu Beginn der Renaissance) hatten schon Giotto und seine Schule sowie Fiesole dem (Christus)-Typus eine veredelte Gestalt und einen milderen, religiösen Ausdruck verliehen. Für die Renaissance, welcher die Darstellung des Schönen als höchstes Gesetz galt, hätte, wie man annehmen könnte, die Nachbildung desjenigen Typus naheliegen können, welchen wir in den ersten Jahrhunderten in der Christusgestalt als unbärtiger Jüngling von überirdischer Schönheit, von ewiger göttlicher Jugend begegneten. Aber sie wagte sie es nicht, den ihr vom Mittelalter überkommenen Faden zu zerschneiden und die Grundlage des bärtigen Typus aufzulösen. Sie hat nur die Härten dieses Typus gemildert und den strengen Mosaikentypus in den Kalliztinischen zurückgebildet. So finden wir denn das „menschlich Schöne" bei Tizian, das „Herrenhafte" bei Michel Angelo, „religiöse Tiefe und Innerlichkeit" bei Dürer und Rembrandt, „Süßlichkeit" bei Guido Remi und eine gewisse Harmonie aller Elemente bei Rafael vereinigt.

Die Umrisse diese(s) Renaissance - Typus sind auch auf die Kunst der neueren Zeit übergegangen, auch sie hat den Zusammenhang mit dem Mittelalter nicht aufgelöst und ist, wenn auch ebenfalls individualistisch angelegt, in den Werken der Skulptur den Idealen, Anschauungen und Traditionen der mittelalterlichen Zeit treu geblieben. In der Malerei dagegen insbesondere der Gegenwart, in welcher neben dem Realismus der Renaissancezeit sich ein ungeschmückter, herber, schneidender Naturalismus ausgebildet hat, begegnen wir zweierlei Richtungen. Erscheint uns in der einen der Christustypus als ein Bild von idealer Schönheit und Würde, von erhabener und erhebender Gestalt, milde und hoheitsvoll, umleuchtet von überirdischer Verklärung (Schnorr v. Carolsfeld, R. Richter, Pfannschmidt, H. Hoffmann, Schönherr, Plokhorst u.a.) so tritt bei der anderen Richtung die Schönheit zurück vor der Schlichtheit und Wahrheit. Die Künstler dieser Richtung (Fritz v. Uhde und Eduard v. Gebhardt) verleihen ihrem Christusbilde einen asketischen Zug, das Herbe und Eckige ist ihnen genehm wie die weihevolle Schönheit.

Suchen wir in den Lüdenscheider Kirchen nach einem Christusbild, denken wir zunächst an die Kruzifixe. Dem Namen entsprechend finden wir Christus in der 1902 eingeweihten Christuskirche und dort gleich dreimal, als lehrenden Christus am Turm (Bildhauer Custodius, wohl Ferdinand, Josef Friedrich; 1842-1910, Köln, war an der plastischen Ausgestaltung der Kölner Domfassade 1892-1901 beteiligt), ferner als den Tod besiegenden Auferstandenen im Rundfenster und schließlich als Altarbild, einem Ölbild[3], das den in Gethsemane leidenden und duldenden Christus zeigt. Das vom Künstler signierte[4] Altarbild stammt von dem international geehrten Ludwig Fahrenkrog (1867-1952), der von 1898 bis 1931 an der Kunstgewerbeschule Wuppertal lehrte. Nachgelesen werden kann das bei Saur, Allgemeines Künstlerlexikon,[5] der Fahrenkrog mehrere Seiten widmet. Die von ihm für die Christuskirche 1902/03 geschaffenen Fresken sind ausdrücklich genannt, nicht aber die Eigenschaft des Altarbildes als Ölbild. Das Lebenswerk von Fahrenkrog wäre also um das Lüdenscheider Altarbild zu ergänzen. Fahrenkrog trat um 1900 aus der Kirche aus und erregte 1902 auf einer Ausstellung in München, später auch in Berlin, großes Aufsehen, weil er einen kurzhaarigen, bartlosen, asketisch-elitären Heiland- bzw. arischen „Krist"-Typus mit selbstbildnishaften Zügen dargestellt hatte. Der Wandel der künstlerischen Gestaltung von Fahrenkrog müßte am Lüdenscheider Altarbild besonders deutlich werden. Jedenfalls schließt seine Hinwendung zum bartlosen Christus auf wundersame Weise den Kreis der Arbeit von Julius I Assmann „Ueber den Ursprung und die Geschichte des Christusbildes in der Kunst."

3) Bertram, Karl Friedrich: 1902-2002, Evangelische Christuskirche Lüdenscheid, Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum, S. 16, 22, 43 und 64; freundliche ergänzende Auskunft über die Eigenschaft als Ölbild vom 26. August 2006.

4) Freundliche Auskunft von Frau Pfarrerin Bärbel Wilde am 28. August 2006.

5) Saur, Allgemeines Künstlerlexikon München 2003, S. 240/241. Herrn Helmut Pahl danke ich für den Hinweis auf das Schaffen von Custodius, das Künstlerlexikon und wesentliche Ablichtungen daraus.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung

Herausgeber: Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.
Alte Rathausstraße 3, 58511 Lüdenscheid, Telefon 02351/17-1645
www.ghv-luedenscheid.de
Vorsitzender und Schriftleiter: Hartmut Waldminghaus
Druck: Märkischer Zeitungsverlag GmbH & Co. KG